

4) Smetse der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

5. Von der flammenden Kugel, dem wieder entzündeten Schmiedefeuern und der erschrecklichen Maulschelle, so der Mann mit der Laterne Smetzes Weib gab.

Smetse rieb sich gar verwirrt die Augen und vermeinte zu träumen. Plötzlich schüttelte er sich. „Dat dieser Teufel mich nicht zum Besten gehabt?“ sprach er zu sich. „Habe ich traun meine schöne Schmiede? Ich will nachsehen.“

Da er also gesprochen, lief er hurtig davon und sah von weitem ein helles Licht, so die Luft über den Häusern rölete, und es dünkte ihm, daß das Feuer, so dieses Licht ausstrahlte, am Zwiebdamm wäre. „Sollte es meine Schmiede sein?“ Und er lief noch geschwinder.

Da er den Damm erreichte, sah er ihn wie von einer Sonne erhellt, vom gepflasterten Weg bis zum Gezweig der Bäume, das ihn einsaßte; und er sprach zu sich: „Das ist meine Schmiede.“

Da überwältigte ihn die Freude, die Beine versagten ihm, und sein Atem stockte; jedoch er lief, so gut er vermochte, kam vor sein Haus, sah seine Schmiede offen wie am hellen Tag, und im Hintergrunde ein schönes, helles Feuer.

Bei diesem Anblick konnte er nicht mehr an sich halten, und hub an zu tanzen, zu springen und laut zu lachen. Und schrie dabei: „Ich habe meine Schmiede, meine wirkliche Schmiede! Geht hört mir!“ Dann ging er hinein. Dierweil er alles musterte, betrachtete und berührte, so gewahrte er auf dem Estrich in guter Ordnung allerlei Eisen: Eisen zu Rüstungen, Eisen zu Stäben, Eisen zu Pflugscharen.

„Bei Artevelde!“ sprach er, „der Teufel hat nicht gelogen!“ Und er nahm eine Stange und machte sie im Feuer glühend, was bald getan war. Dann schmiedete er das Eisen, ließ den Hammer wie hundert Donnerschläge auf dem Amboss ertönen und sprach dazu: „Sei! halte ich doch wiederum mein gutes Werkzeug und höre diesen fröhlichen Klang, welchen ich solange nicht vernommen!“ Und wie er sich eine Freuden-zähre abwischte, welche mit ungewohntem Maß seine Augen nekte, sah er auf einer Truhe eine schöne zimmerne Kanne und daneben einen schönen Becher. Und er schenkte sich aus der Kanne den Becher voll und leerte ihn, nachdem er ihn etliche Male wieder gefüllt hatte.

„Sei,“ sprach er, „das gute Braumbier, welches Mannes-kraft gibt! Ich hatte seinen Geschmaack vergessen! Wie trefflich es ist!“ Und er hub wieder an, das Eisen zu schmieden.

Während er solch groß Getöse vorführte, hörte er sich bei Namen rufen, und da er lugte, woher die Stimme käme, sah er sein Weib, welches aus der halbhoffenen Kuchentüre den Kopf vorstreckte und ihn gar verwirrt anblickte.

„Smetse,“ sagte sie, „bist Du es, Mann?“

„Ja, Weib“, antwortete er.

„Smetse,“ sprach sie, „komm zu mir, ich getraue mich nicht in diese Schmiede.“

„Und warum getraust Du Dich nicht, Weib?“ fragte er.

„Ach,“ sprach sie und hielt sich an ihm fest und blickte immerfort in die Schmiede, „warst Du allein drinnen, Mann?“

„Freilich,“ sagte er.

„Ach, Smetse,“ sprach sie, „es sind hier, dieweil Du fern warst, erschreckliche Dinge geschehen.“

„Was denn für Dinge, Weib?“

„Da ich im Bette lag,“ erwiderte sie, „erzitterte jählings unser Haus; eine glühende Kugel fuhr durch unsere Stammer, ging durch die Tür, ohne Schaden zu tun, sauste die Stiege hinunter und kam in die Schmiede. Dort zerbarst sie sonder Zweifel und machte ein Getöse gleich hundert Donnerschlägen. Im Nu gingen in der Schmiede die Fenster und Türen mit lautem Strachen auf. Ich stand auf und sah den Uferdamm erleuchtet, wie jezo. Da glaubte ich, unser Haus brenne, und stieg in großer Hast hinunter, trat in die Schmiede und sah das Feuer entzündet, und die Blasebälge schürten es mit großem Lärmen. In jeder Ecke legten sich von selbst allerlei Eisenstücke in schönster Ordnung zurecht, zu unterschiedlichen

Arbeiten bestimmt. Aber ich sah nicht die Hände, die sie ordneten, ob auch welche da sein mußten, des bin ich gewiß. Ich hub an, vor Schreden zu schreien; da fühlte ich unverjehens etwas gleich einem ledernen Handschuh, warm und zottig, sich auf meinen Mund legen und ihn zuhalten, dieweil eine Stimme zu mir sprach: „Rufe nicht, mach kein Geräusch, so Du nicht willst, daß Dein Mann lebendig verbrannt werde wegen Verbrechens der Zauberei.“ Welcher mir also Schweigen gebot, vollführte gleichwohl größeren Lärm, als ich je zu machen gewagt hätte. Dennoch hat ihn durch großes Wunder kein Nachbar gehört. Was mich angeht, so hatte ich kein Gelüsten mehr zu schreien, und ich entloß in die Straße, allwo ich im Gebet zu Gott verweilte. Da vernahm ich Deine Stimme und wagte, die Tür ein Weniges zu öffnen. Ach, Mann, da Du nun hier bist, erkläre mir diesen ganzen Wirrwarr, wenn Du es vermagst.“

„Weib,“ entgegnete Smetse, „das müssen wir Kligeren als wir sind, überlassen. Denke einzig daran, das Gebot der Stimme in Obacht zu nehmen. Halt Deinen Mund, sprich zu keinem von dem, was Du diese Nacht gesehen, und gehe wieder zu Bett, denn es ist noch dunkle Nacht.“

„Ich gehe,“ sprach sie, „aber kommst Du nicht auch, Mann?“

„Ich kann meine Schmiede nicht verlassen,“ erwiderte er.

Da er also redete, kamen hintereinander ein Bäcker, so heiße Brote trug, ein Krämer, so Käse, ein Metzger, so Schinken trug. Smetse erkannte an ihren bleichen Larven, hohlen Augen, roten Haaren und krummen Fingern wohl, daß es Teufel waren, zumal sie beim Gehen so wenig Geräusch machten.

Das Weib war verduht, da es sie ins Haus treten und diese Schwären herbeitragen sah, und wollte sie aufhalten, aber sie glitten ihr gleich Malen durch die Hände, und gingen in die Küche mit geraden und ruhigen Schritten. Allda, ohne ein Wortlein zu sagen, legte der Bäcker seine Brote in die Lade, indes der Metzger und Krämer ihre Schinken und Käse im Keller einräumten. Und sie taten es, ohne sich um des Schmiedes Weib zu kümmern, welches ihnen zuschrie: „Nicht hierher müßt Ihr das bringen; ihr irret Euch, gute Leute, ich versichere es Euch. Geht anderswo hin.“ Aber obngeachtet ihres Geschreis räumten sie die Brote, Fleischstücke und Käse gleichmütig ein.

Das brachte das Weib noch mehr außer sich, und sie erboste sich und rief: „Ich sage es Euch, Ihr irret Euch. Hört Ihr mich nicht? Es ist ein Versehen! Nicht hierher müßt Ihr kommen, nicht hierher, sag' ich, an diesen Ort, ins Haus von Smetse, dem Bettler, welcher nicht einen roten Heller hat, Euch zu bezahlen! Ach, sie wollen mich nicht hören.“

Und sie schrie aus Leibesträften: „Ihr Herren Kaufleute, Ihr seid bei Smetse, wisset Ihr das? bei Smetse, dem Bettler! Sagte ich es nicht laut genug? Jesus, Gott, Heiland! Bei Smetse, dem Bedürftigen! Smetse, dem Zerlumpten! Smetse, dem Hungerleider! Smetse, der nicht reich ist, es sei denn an Lumpen! Der Euch nicht bezahlen wird, hört Ihr mich? Der Euch nie, nie, nie bezahlen wird!“

„Weib,“ sprach der Schmied, „Du bist von Sinnen, mein Liebchen; ich selbst habe diese guten Männer bestellt.“

„Du!“ sagte das Weib, „Du! Du bist toll, Mann; ja, Ihr Herren, er ist toll, gänzlich toll. Also Du hast sie hierher geschickt! Haha! Du hebst Brot, Schinken und Käse hausweis herbringen wie ein Reicher, und Du weißt doch, daß Du sie nicht bezahlen kannst; und also bezeugst Du, daß Du nicht Tren noch Glauben hast.“

„Weib,“ entgegnete der Schmied gar geruhig, „wir sind reich und werden alles bezahlen.“

„Wir reich?“ sprach sie. „Ach, armer Lumm! Weiß ich nicht zu wohl, was in unserer Truhe ist? Hast Du je die Nase hineingesteckt, desgleichen in die Lade? Willst Du jezo Weiber-röde tragen? Wehe, mein Mann ist toll, Gott helfe uns!“

Indessen stiegen die drei Männer wieder in die Schmiede herauf.

Da die Frau sie erblickte, lief sie auf sie zu und sagte: „Ihr Herren Kaufleute, Ihr habt mich gehört, sintemalen Ihr nicht taub seid, so glaube ich. Wir haben nichts, wir werden Euch nichts bezahlen; nehmt Eure Schwären wieder mit.“

Aber ohne sie anzusehen, noch dem Anschein nach sie zu hören, gingen die drei mit ruhigen, steifen Schritten von dannen. Da sie hinaus waren, siehe da hielten Bierbrauer mit ihrem Karren an der Tür und kamen in die Schmiede und trugen zu zweit ein großes, volles Faß Braubier herein.

„Smetse,“ sagte die Frau, „dies ist zu viel! Ihr Herren Brauer, wir wollen es nicht; wir mögen kein Bier, wir trinken Wasser. Bringt dem Nachbarn dies Faß, uns geht es nichts an, das versichere ich Euch.“

Dessen ungeachtet trugen die Brauer das Faß Braubier in den Keller, stiegen wieder hinauf, holten andere und stellten solchergestalt bis zu zwanzig auf. Die Frau, welche sie zurückhalten wollte, stießen sie um, dieweil Smetse vor lauter Lachen nicht sprechen konnte und sich begnügen mußte, sie an sich zu ziehen. Also bewahrte er sie davon, sich an den Fässern wehe zu tun, welche die Brauer mit wunderbarer Eile und Geschwindigkeit von der Straße in den Keller trugen.

„Ach,“ jammerte sie, „laß mich! Dies ist zu viel, Smetse! Wehe, nun sind wir ärger denn Bettler, wir sind Schuldenmacher. Smetse, Mann, ich will mich allsogleich ins Wasser stürzen. Schulden machen, um einen ausgehungerten Bauch zu füllen, das ist schier große Schande. Aber es aus gieriger Gefräßigkeit zu tun, das ist unerträgliche Gemeinheit. Kannst Du dir nicht an dem Wasser und Brot genügen lassen, welches Du mit Deinen zehn Fingern rühmlich hättest verdienen können? Bist Du denn ein solcher Schlemmer geworden, daß Du gegenwärtig der Kuchen, seinen Käse und vollen Fässer bedarfst? Smetse, Smetse, so tut kein guter Genter, sondern ein hispanischer Räuber. Ha! Ich will mich ins Wasser stürzen, Mann!“

„Weib,“ sagte Smetse, betrübt, sie so kläglich zu sehen, „weine nicht; alles ist unser, mein Liebchen, von Rechts wegen.“

„Ach,“ ächzte sie, „es ist schlecht von Dir, also in Deinen alten Tagen der Rechtshaffenheit untreu zu werden, so Dein einziger Ehrenschild war.“ (Fortf. folgt.)

Großmutter's Reise.

Von Anna Croissant-Ruß.

Großmutter ist krank, seit ein paar Tagen schon liegt sie im Bett. Das kommt ihr recht felsam vor, sowohl das Bettliegen, wie das Krankensein, denn sie ist ganz und gar nicht daran gewöhnt, weder an das eine, noch an das andere. Untertags im Bett liegen? Gerechter Gott, welche Faulenzerei!

Niemals, auch nicht an einem schwülen Sonntagnachmittag, wo sie gut Zeit gehabt hätte sich zu legen, ist es Großmutter eingefallen, zwischen die Kissen zu kriechen. So was ist nur für die Weichen oder für die ganz faulen Leute! Um neun ins Bett, um vier heraus, so hat sie's allweg gehalten; aber jetzt muß sie doch einmal daran glauben, daß man auch an einem Werktag im Bett bleiben kann, ohne eine Faulenzerei zu sein.

Sie kommt sich zwar nicht krank vor, sie fühlt sich nur müde und zerflagen.

Aus dem Alleinsein macht sie sich nichts — man hat nicht viel Zeit übrig für die alte Frau — sie kann jetzt an alle Dinge denken, an die sie in ihrem arbeitsreichen Leben, in ihrem rastlosen Schaffen nie hat denken können. Zudem sieht Großmutter so viel um sich, was ihr zu denken gibt, was ihr Erinnerungen bringt, sie in eine Welt führt, die sie taflend und schüchtern fast betritt, eine zurückgedrängte Welt, die sich allmählich um sie entfaltet.

Da sind die Bäume vor ihrem Fenster, die so groß geworden sind, seit sie ihr Sohn aus Haus gepflanzt, so groß, wie sie nie gedacht, daß sie je werden würden in dem mageren Boden und der schlechten Luft, die von der großen Stadt herüberkam.

Da sind die Blumen vor ihrem Fenster, rote Nelken und Geranien, Petunien und Kapuziner, die ihre jüngste Enkelin gepflanzt hat, die Grete, die ihr Liebling war, weil sie dem Nannele, ihrer Tochter so gleich sah. Sie haben sie nun fort in ein Kloster getan, ganz wie das Nannele, und wenn sie nicht mehr da ist, pflegt niemand mehr die Blumen an den Fenstern.

Die dickköpfigen Nelken erinnern sie an ihr Dorf, an ihre Mutter, an das kleine Haus, um das die Tauben flogen, an lauter Dinge, an die sie niemals mehr gedacht und die nun jetzt in ihren dumpfen Halbchlaf kommen. Wundersam, wie das alles nach und nach aufsteht, zum Greifen deutlich, wie wenn sie's gestern erst erlebt hätte. Ein Vödeln liegt auf ihren roten Altfrauenbäuschen, als sie an die Spiele um das Haus, an die schönen langen Eisbahnen zum Schleißen im Winter denkt, an die Beeren im Wald —

Ja, der Wald! — Großmutter schämt sich ein bißchen und schaut verstohlen im Zimmer herum, zu matt, den Kopf zu heben, verwirrt und mit einem stillen, spitzbübischen Lächeln um den weissen Mund.

Der Wald! So viel heimliche Wege und Plätze, so viele abgestoßene Minuten dort mit dem Peter — so viel Schmerz undummer, daß sie ihn nicht vor den Menschen gern haben durfte, weil er nur ein armes Knechtlein war, und doch so viel bitter-süßes Glück dabei!

Dann der Abschied an dem nebligen Frühmorgen, wo sie ihm das schwarze Haar aus der Stirn strich! Sie hat ihn nie wieder gesehen! Ach, was hat sie geweint und hat die Arme nicht mehr von seinem Hals wegtun, hat ihn halten wollen!

Und was dann kam, war noch viel schlimmer. Großmutter kriegt starre Augen, und ihre Hände bewegen sich unruhig auf der Bettdecke hin und her: Das Kind, in der fremden großen Stadt bei fremden Leuten geboren, immer denummer, den Schmerz und die Sehnsucht im Herzen haben und die Angst vor den Eltern, die auch wirklich nichts von ihr wissen wollten und sie um des schwachen elenden Kindes halber vertreiben!

Still und blaß ist es geblieben, das kleine Mädel, und hat immer mit ernsten Augen nach ihr geschaut, wenn sie es aufsuchte.

Selten genug war es ja, denn sie war im Dienst, und niemand durfte wissen, daß sie ihr Kind besuche, sie hätte sich ja zu Tode geschämt! Aber immer war's ihr, als machten ihr die großen, stillen Augen des Kindes Vorwürfe, als klagten sie, und jeden Sonntag, an dem sie es gesehen, sah sie abends in ihrer Küche und weinte und hätte doch nicht sagen können, warum. Denn das Kind war gut aufgehoben, die Leute hatten es gern.

Als sie dann später das Verhältnis mit dem Metzgerburschen hatte, der sie auch heiratete, wie schwer fiel es ihr, ihm etwas von dem Kinde zu sagen! Mit Zittern und Wangen redete sie davon — er lachte sie aus und zankte sogar, daß sie so albern sein, aber das Nannele durfte doch nicht lange bei ihnen bleiben, als erst seine eigenen Kinder kamen.

Ohne Widerrede ließ es sich in ein Kloster steden, und als es einmal da drinnen war, blieb es auch für immer dort. So ein gutes, stilles Kind, viel besser als die Kinder aus ihrer Ehe!

Großmutter fährt sich mit der Hand über die Augen, weiß Tropfen um Tropfen kommt. —

Es war so feierlich, als das Nannele eingekleidet wurde, die Orgel und der Gesang der Nonnen, das kleine blaße Gesicht mit den großen, dunklen Augen. Damals fiel es ihr zum erstenmal aufs Herz, daß sie nichts von dem Vater wußte und ihm nicht sagen konnte: Sieh, dies feine, schene Ding da ist deine Tochter!

Großmutter's Gedanken verwirren sich, sie wirft sich unruhig hin und her, es quält sie etwas. Was denn?

Sie befinnt sich umsonst — doch, da ist es.

Einen Wunsch hatte das Nannele, als es ein kleines Mädel war, so zwölf Jahre etwa, sein ganzes Herz hing an einer roten Kette „Krallelen“, und dies Kettchen hatte sie dem Kinde verweigert, weil sie sich nicht getraute, dem Manne etwas zu sagen, der des Kindes Vater nicht war. Tränen hatte das Nannele geweint, schmerzliche Tränen, die ganz lautlos, ohne Schluchzen kamen, und kein Wort weiter gesprochen.

Wie sie das jetzt quälte! Nie mehr hatte sie daran gedacht, nein, nie mehr.

Jetzt kommen auf einmal die großen Bäume draußen, die ihr Sohn gepflanzt, der Garten, die Blumen in ihre wirren Träume. Hat denn das Nannele je einen solchen Garten gehabt wie den da unten? Hat es springen und spielen und jaulen dürfen wie ihre Enkelkinder?

Ja, der Klostergarten! Still und ruhig ging es da herum, sie hat es wohl einmal gesehen.

„Ach, das Nannele ist ein so braves, in sich gekehrtes Kind!“ So sagte die Oberin. „In sich gekehrt —“

Großmutter's Hände fangen wieder an zu zucken und unruhig auf der Decke hin und her zu tappen. Was hat es denn bei sich gedacht, das Nannele? War es traurig? Konnte es auch lustig sein wie andere Kinder?

„Ein in sich gekehrtes Kind.“ Hat man das Nannele auch gefragt, ob es gern im Kloster sei? Ob es bleiben wolle? Nein, man hat es nicht gefragt, sie selbst war ja froh, daß es nichts mehr verlangte, um nichts bat, seit es vergeblich um das Kettlein gebeten hatte. Gefragt? Sie ging ja immer so hastig wieder weg, gerade wie wenn das Kind noch einmal etwas begehren, sein Herz zeigen konnte.

Großmutter wirft sich herum und sieht. Sie kann nicht ruhen, sie kann nicht schlafen, immer verfolgen sie die Gedanken an das blaße Mädeln, das sie so traurig anschauen konnte, und dem sie in Haft stets so viel vorschwätzte, ihm Kuchen und Obst zusteckte und es stets auf das nächstmal vertröstete: „Dann bleib' ich länger, dann wollen wir viel plaudern.“

Dann — dann — Ja, dann kam die Einkleidung, und die junge Nonne in dem schwarzen Habit hatte etwas Fremdes für sie, etwas, das sie beengte und verlegen machte, sie ging seltener zu ihr, bis sie die Nachricht bekam, das Nannele, Schwester Cölna mit ihrem Klosternamen, müsse weit, weit fort in ein entferntes Kloster.

Großmutter setzt sich auf, und ihre Augen suchen etwas an der Wand und können es nicht finden: ein kleines Bild ist's, eine verblaßte Photographie, die die Nonne ihrer Mutter schickte, und die ihren Platz zuerst in der Kommode hatte, wo sie lange Zeit vergessen liegen blieb. (Schluß folgt.)

Der Laubentkollonist.

Schon seit Jahr und Tag wird bei mir immer und immer wieder Nachfrage nach Priezle gehalten, nach seiner Frau Rosine, nach seinen Töchtern, nach seiner Zante Röschen aus Franz. Buchholz, ja, besonders neugierige Leute fragen an, ob schon Urenkel da sind. Alle diese Fragen habe ich nicht beantworten können, weil sich Priezle nicht mehr bei mir sehen ließ; nur eins wußte ich, daß von Urenkeln noch keine Rede sein könne, da sich bei uns Menschen nicht nur jetzt zur Zeit des Geburtenrückganges, sondern auch schon früher die Generationen nicht so schnell folgen, wie z. B. bei Mäusen und Kaninchen. Aber in diesen Tagen bekam ich wieder von Priezle Briefe; er ist jetzt Vorstehender der Kolonie vom nassen Dreieck, früher zum klassischen Dreieck genannt, und hat in den letzten Jahren noch verschiedene Nachbargruppen hinzugepackt, denn er fühlt sich heute mehr als Gärtner, denn als Gelbgießer. Weit und breit hält er in den Kolonien Vorträge über sachgemäße Gartenkultur, die er sich gut bezahlen läßt, denn er sagt, für 80 Pfennig pro Stunde macht er zwar einen Gelbguß, aber eine Rede hält er nicht dafür, und wenn man ihm nicht mindestens eine Stunde bewilligt, fängt er erst gar nicht über Gartenbau zu reden an, während seine Frau schon zufrieden ist, wenn er sie einmal fünf Minuten ausreden läßt, ohne seinen Senf dazu zu geben, denn er weiß natürlich immer alles besser, und da er davon selbst überzeugt ist, hat er sogar mich, seinen Lehrmeister, in den letzten Jahren links liegen lassen. Er sieht jetzt in mir einen Konkurrenten und schneidet mich. Dieser Tage kam er aber doch unerbittert zu mir, einmal weil er gehört hat, daß ich eine Pomeranzendowle angefertigt habe, nach der er ein ungewisses Verlangen zu haben schien, weil er bisher nur Waldmeister- und Selleriebowle getrunken hatte, dann aber auch, um mich einzuladen, einmal seine kolossale Obstbaumblüte zu beaugenscheinigen. Obwohl er Optimist ist, also das Leben nur von der heiteren Seite betrachtet, zieht er doch vorzugsweise nur Sauerlirschen, und diese blühen alle Jahre wie verrückt, in diesem Jahre aber am vorrücktesten seit seiner zehnjährigen gärtnerischen Praxis, die im Laufe dieses Jahres zu einer intimen Jubiläumsfeier führen wird, zu welcher er mich schon vorgestern per Ansichtskarte eingeladen hat. Na, ich habe mir Priezles Obstblüte angesehen; sie konnte sich mit den Obstblüten in Werder und Guben messen und hatte den Vorzug, daß sie leichter und billiger zu erreichen war. Priezle war berauscht beim Anblick seiner schneeigen Blütenpracht, in welche die rosa Blüten der Pfirsiche und der reiche Flor der Birnen willkommene Abwechslung brachten. Beim Betrachten der Blüten steht er schon die riesigen Ernten vor seinem geistigen Auge, die gefüllten Körbe und die zum Plagen vollgestopften Taschen seiner Herren Schwiegeröhne. Der Fährnisse, die noch kommen können, achtet er vorläufig nicht; die Blüte war riesig und das freute ihn, sie ist vorzüglich ohne Frost verlaufen und das freute ihn wieder, und die Befruchtung war eine vorzügliche, was ihn abermals freute. Daß die Sache noch schief gehen kann, daß andauernde Dürre, Hagelchaden und Sturm noch späterhin alle Hoffnungen vernichten können, das alles weiß er; als Optimist denkt er aber vorläufig nicht daran. Er freut sich, und zum Vergern ist es, wenn es notwendig wird, späterhin immer noch Zeit.

Priezle weiß ja alles besser als ich; aber trotzdem nahm er es heifällig auf, als ich ihm sagte, daß die Ausflüchte wirklich die besten sind. Ich habe ihm im Laufe der Unterhaltung erzählt, daß solche Obstblüte, bei der am Tage die Bienen und ein großes Heer anderer Insekten die Blüten lustig umschwärmen und in Verbindung mit den leichten Winden die Befruchtung außerordentlich fördern, während in der Nacht das Thermometer nicht unter den Nullpunkt sinkt, daß solche Obstblüte so ist, wie sie sich der Obstzüchter nur wünschen kann. Ich habe ihm dann weiterhin erzählt (und das war ihm doch trotz seines vielseitigen gärtnerischen Wissens noch neu), daß manche Obstgattungen, bezw. Sorten auch ohne vorausgegangene Befruchtung die Fähigkeit besitzen, Früchte anzusetzen und auszubilden. Die so zustande kommenden Früchte nennt man Jungfernerfrüchte. Im deutschen Obstbau fängt man eben erst an, dem Wesen dieser Jungfernerfrüchte auf die Spur zu geben. Die nächstfolgende Generation wird vielleicht schon Aepfel-, Birnen- und Pflaumenarten kennen, die der Befruchtung überhaupt nicht mehr bedürfen, also in ihrem Ertrag ziemlich unabhängig von den Witterungseinflüssen sind, Frostschäden natürlich ausgenommen. In wärmeren Klimaten hat man Obstsorten, die ohne Befruchtung Früchte reifen. Starke Apfelsinenessern werden schon Früchte unter die Zähne gekommen sein, die auch nicht einen einzigen Kern besaßen, und die Bananen, deren Früchte jetzt auch regelmäßig auf den deutschen Markt gelangen, sind das Ideal einer Jungfernerfrucht. Diejenigen Bananenarten, die in ihren Früchten Samen reifen, sind fleischlos und kommen als menschliches Nahrungsmittel überhaupt nicht in Frage; aber die Bananen mit ehbaren Früchten sind ohne Ausnahme samenlos, und können deshalb nur auf künstlichem Wege, durch Stammprossungen, fortgepflanzt werden. Der Hauptstamm, der einen riesigen Fruchtcolben zur Entfaltung gebracht hat, stirbt nach der Fruchtzeit ab, aber aus seinem Wurzelstock entwickeln sich junge Stämme, die den Fortbestand der Art gewährleisten. Ganz genau ebenso verhält es sich mit der Ananas, einer kostbaren Tropenpflanze. Auch die Ananas sind Jungfernerfrüchte, die freilich nicht die volkswirtschaftliche Bedeutung der Banane

haben. Die Banane bedeutet für viele Tropenvölker das, was für uns das tägliche Brot bedeutet.

Priezle war ganz Auge und Ohr, als ich ihm Vorstehendes erzählte und meinte dann kleinlaut, daß es doch noch manches unter der Sonne gäbe, wovon er sich nichts habe träumen lassen.

Neben Priezle gibt es noch viele andere Optimisten unter den Kolonisten, die sich schon mitten in den Sommer versetzt glauben. Alles ist grün, so denken sie, alles blüht, die Grillen zirpen, in den Nestern sperren die hungrigen jungen Finken weit die Gelschnäbel auf, und an Nachtfrost, so glauben sie, ist sicher nicht mehr zu denken. Aber trotz alledem werden die Nachtfrost noch kommen, nur kommen sie dies Jahr zu spät, und das ist unser Glück und befestigt unsere Hoffnung auf ein gutes Jahr. Im Vorjahre kamen die schweren Nachtfrost, während deren das Thermometer bis auf $7\frac{1}{2}$ Grad Celsius sank, zu früh, d. h. kurz vor der Pflaumen-, Kirsch- und Birnblüte, während die Aepfel noch weit zurück waren. Aber gleichviel, ob die Blüten vor oder zurück waren, sie fielen diesen schweren Frösten zum Opfer; denn die Geschlechtsorgane der Blüten, die Staubgefäße, die männlichen Organe, die Griffel, die weiblichen, sind gegen Frost außerordentlich empfindlich; wenn sie einige Kältegrade treffen, mag die Blüte nur schon offen oder mag sie noch fest geschlossen sein, so sind sie vernichtet, und alle Ausflüchte auf eine gute Ernte sind dahin. Viel günstiger liegt aber die Sache in diesem Jahre, denn die Befruchtung ist jetzt vollzogen, späte Aepfel ausgenommen. Der Fruchtboden, der die werdende Frucht darstellt, ist bereits geschwollen, und ihn zu vernichten, bedarf es schon eines sehr kräftigen Spätfrosts, wie ihn die sogenannten ältesten Leute bisher noch nicht erlebt haben und wie wir, die jüngere Generation, ihn hoffentlich auch nicht mehr erleben.

Priezle, der sich über das Wiedersehen mit mir außerordentlich freute, mir wieder und immer wieder so kräftig die Hand drückte, daß die Knochen krachten, und sich daneben die Pomeranzendowle trefflich munden ließ, wollte nun einmal die Stunde, die ihn erneut mit mir zusammengeführt hatte, auch in gärtnerischer Hinsicht bestens ausnützen, und drang deshalb auf mich ein, ihm weiteres zu erzählen. Es ist jetzt die Apfelblüte, die sein besonderes Interesse erregt, und ich habe ihm gesagt, daß unter allen Obstgattungen der Apfelbaum zweifellos die interessanteste Blüte zeitigt. Sie steht an erster Stelle in bezug auf ihre Größe, auf die Breite der einzelnen Blütenblätter und ist außerdem durch ihre zartrosa Färbung ausgezeichnet. Das Rosa der Pfirsichblüte, das sogenannte Pfirsichrosa, ist zwar ein kräftigeres, aber an Größe und Schönheit steht die einzelne Pfirsichblüte weit hinter der Apfelblüte zurück. Interessant ist es aber auch, die Blüte der verschiedenen Apfelsorten zu beobachten. Es gibt da außerordentliche Unterschiede in der Größe und Vollkommenheit. Bei näherem Studium fällt uns auf, daß die kleinfrüchtigen Sorten, die aber vielfach im Geschmack die weitaus feinsten sind, die unscheinbarsten Blüten zeitigen. Fruchtblüten entfallen dagegen die meisten großfrüchtigen Aepfel. Eine der schönsten hat der Grabenstein, bekanntlich auch einer unserer feinsten Aepfel, der zwar am schönsten im feuchten Klima der Meeresnähe gedeiht, aber auch in der Mark Brandenburg noch Paraderfrüchte zur Ausbildung bringt.

Wenn man sich nicht damit begnügt, die Apfelblüte vom Coupfenster der Eisenbahn aus oder auf mehrere Meter Abstand vom Baum zu betrachten, sondern die Nase den Blüten möglichst nahe bringt, um nicht nur den Honigdunst einzuziehen, sondern auch um sie genau zu beobachten, so erkennt man eine Reihe von Knospen, die sich kurz vor dem Erblühen eigentümlich rotbraun verfärbt haben und absterben, ohne die Blütenkronen zu entfalten. Das ist die Folge einer Pilzinfektion, der sogenannten Monilia, die mehr oder weniger auf allen Kern- und Steinobstgattungen vorkommt. In einem reichen Blütenjahr wie dem gegenwärtigen braucht man den durch diesen Pilz vernichteten Blüten keine Träne nachzuweinen, denn es bleiben ihrer noch mehr als genug, die Früchte anzusehen. Der Pilz, gegen den es noch kein Mittel gibt, geht aber auch auf die Frucht über, die er kurz vor der Reife zum Faulen und Abfallen bringt. Auf den reisenden Früchten verurteilt er eigentümliche Pilzpollster, welche die Früchte meist ringförmig umgeben. Zum Teil fallen die befallenen Früchte ab, die man durch Vergraben oder durch Verbrennen unschädlich machen muß, zum Teil trocknen sie an den Zweigen zu Mumien zusammen, die man noch im Frühling des nächsten Jahres, ja noch jetzt an den Bäumen finden kann. Diese Früchte kannte Priezle, sie waren ihm schon aufgefallen, er wußte sie nur nicht beim richtigen Namen zu nennen, weshalb er in seinen Vorträgen auch nicht darauf zu sprechen kam.

Was die Apfelblüte, von ihren Reizen abgesehen, besonders interessant macht, so erzählte ich Priezle weiter, das ist der Umstand, daß sie uns nach dem Abfallen der Blütenblätter bald zeigt, ob eine Befruchtung und in welchem Grade eine solche stattgefunden hat, so daß schon eine gewisse Schätzung der Ernteausflüchte möglich ist. Während der Blüte und nach dem Abfallen der Blütenblätter sind die grünen Kelchblätter unserer Obstbäume nach außen, also über den noch winzigen Fruchtboden zurückgeschlagen. Bei Birnen und anderen bleiben sie auch so, nicht aber bei Aepfeln. Hier beginnen sie sich nach der Blüte mehr und mehr zu heben, um sich schließlich über dem Kelch zusammenzuklappen. Dieser Vorgang zeigt uns, daß eine Befruchtung stattgefunden hat. Das Schwellen des Fruchtbodens allein ist kein sicherer Beweis dafür. Häufig schwillt

ber Fruchtboden anfangs und dann fällt die werdende Frucht doch ab. Wenn sich aber nach der Apfelblüte die Reifblätchen heben und dann dortartig über dem Reich zusammenschließen, so ist dies ein Zeichen der erfolgten Befruchtung. Äpfel und Birnen, so sagte ich Briefe weiter, blühen beamtlich in Dolden, vier, sechs und sieben Blüten entspringen an gleicher Stelle. Wenn wir uns die werdenden Früchtchen nach der Blüte näher betrachten, so finden wir, daß bei Birnen und Äpfeln die Mittelfrucht einer jeden Dolden am raschesten im Anfang zunimmt; wir finden dann weiterhin bei genauer Betrachtung, daß bei den Apfelpolden die Mittelfrucht regelmäßig die kurzstieligste ist. Verfolgen wir den ferneren Verlauf der Entwicklung, so sehen wir, daß die Mittelfrucht der Birndolden unter normalen Verhältnissen sich weitaus am besten entwickelt, während die kurzstielige Mittelfrucht der Apfelpolden, trotz des erheblichen Uebergewichtes, das sie anfangs über die anderen sie umgebenden Früchte hat, später zurückbleibt und dann entweder kümmerl oder nur unförmige Früchte zeitigt. Um schöne Früchte zu ernten, muß man bei überreichem Fruchtanfang die Bäume erleichtern, man kann ihnen den Ueberfluß nehmen, den sie mit fortschreitender Entwicklung nicht tragen können und dessen Ausbildung ihre Kraft derartig in Anspruch nimmt, daß sie sozusagen körperlich Not leiden, in den folgenden Jahren kümmern und mit der Ernte ausbleiben. Bei diesem Ausdünnen wird man bei Birnen nach Möglichkeit die Mittelfrucht einer jeden Dolden schonen, während man sie bei Äpfeln entfernt und nur die besten Seitenfrüchte läßt. Zu diesem Ausdünnen, das erst anfangs Juni vorgenommen wird, wenn die Früchtchen etwa Nischgröße erlangt haben, bedient man sich einer scharfgeschliffenen, spizen Schere. Man schneidet die Früchte so ab, daß die Stiele bleiben, die dann allmählich abtrocknen und fallen.

Mit diesen Ausführungen war die sachliche Unterhaltung mit Brügge beendet. Herzhaft sprach er noch einmal der Pomeranzenbäume zu, um sich danach mit Dant und Handschlag zu verabschieden.

hd.

Kleines Feuilleton.

Eine Ausstellung alter Kunst. In den Räumen der Akademie der Münze (Pariser Platz 4) sind die Neuerwerbungen der Mitglieder des Kaiser-Friedrich-Museums-Vereins ausgestellt. Dieser Verein umfaßt reiche Leute, die teils aus eigenem Bedürfnis, teils darum, weil es zum guten Ton gehört, vielleicht auch nur eines kleinen Knopflochbügels wegen, Bilder und Plastiken alter Meister kaufen. Sie tun das unter der Anleitung der Berliner Museumsbeamten, vor allem unter der Führung des Generaldirektors Wilhelm Vode. Man kann also nicht eigentlich sagen, daß dies hier die Sammlung des Herrn Koppel, jene die des Herrn Koppel ist; vielmehr: die Koppel und Koppel haben nur bezahlt, was die Sachleute, die Kenner und Verweiser des Marktes, für sie ausfuchten. Durch solche Methode gehen die einzelnen Sammlungen mehr oder weniger der Individualität verlustig; sie werden sich ähnlich, sie spiegeln die Spezialgebiete ihres eigentlichen Erwerbers. Daher kommt das absolute Uebergewicht der Holländer und der frühen Deutschen in diesen Privatgalerien; wobei freilich zu bemerken ist, daß gerade das Sammeln solcher Werke des Bürgerstolzes dem Instinkt der Fabrikherren und Bankdirektoren schmeicheln dürfte. Es muß einigen Reiz haben, als moderner Truismagnat die Tafeln, an denen sich einst die Needer der holländischen Kompagnie, die Klavenhaltenden Ostindienfahrer ergötzen, in den Brunkgemächern des eigenen Hauses hängen zu wissen. Auch Silber- und Sammlungen gehören zu den Waffen und Symbolen des Kapitalismus. In dessen, an den Sammlungen dieser Museumsfreunde dürfte sich früher oder später (wahrscheinlich früher) so etwas wie ein soziales Strafgericht vollziehen: Vode wird die Koppel und Koppel schon zu kühlen wissen, daß sie (gegen irgendein Dultbläschen und so) ihre Schätze dem Kaiser-Friedrich-Museum oder einer seiner Filialen zu besserer Aufbewahrung (unter dem Titel: „Leihgabe“) überlassen. Worüber sich die Allgemeinheit nur freuen könnte.

Unter den ausgestellten Werken treffen wir hervorragende Stücke, Offenbarungen ausgereifter Meisterschaft, deren Dasein (und noch immer sieghaftes Dasein) den erlösenden Beweis erbringt: daß großes Können und leidenschaftliche Sehnsucht zur Vollkommenheit länger leben als sämtliche Programme. Gewiß (wie könnte es auch anders sein), nicht alle der den Namen angehefteten Namen werden zutreffen; es wird nicht jeder „Rembrandt“ von der genialen Hand des Amsterdammers gemalt worden sein. Gewiß, an vielen dieser Bilder spürt man die ledige Pinselfei irgendeines Restaurators, eines Schönmalers, der aus ehrlichen, wenn auch faden-scheinigen Neuen ein gefirnitztes, nun aber verlogenes „Glanzstück“ machte. Solche Einschränkungen ändern aber wenig an der bedeutenden Mehrzahl unseres Besitzes an Kunstwerken und damit an Möglichkeiten zur Freude, die diese (vorläufigen) Privat-sammlungen zu bieten haben.

Besonders hervorzuheben und der hingebenden Betrachtung zu empfehlen sind etwa: eine ungewöhnlich schöne Madonna von Cranach und ein handwerklich geradezu fanatisches Kardinal-

porträt desselben Meisters. Eine kleine Landschaft von Potter, die von der ganzen Helligkeit der modernen Dichtkunst erfüllt ist. Ein Remling, ein Kopf von erschütternder Menschlichkeit. Einige Leinwände von Hals, von Rembrandt und Rubens, die zu den charakteristischen Taten dieser Helben und Unsterblichen gehören.

rbr.

Sprachkundliches.

Zweierlei Maß. Viele deutsche Neubildungen werden angefangs, mögen sie noch so schön und einwandfrei gebildet sein, belächelt und bespöttelt, auch wohl entrüstet zurückgewiesen, bis — man sich an sie gewöhnt hat. Als Joachim Heinrich Campe (1746—1818), einer der eifrigsten und erfolgreichsten Verdeutschler, unter vielen anderen z. B. das Wort Sternwarte schuf, da verachtete man es überflüg und nannte es ein „ganz unsinniges Wort“, da man doch nicht „der Sterne warte“. Diese Gegner bedachten nicht, daß der Sprachgebrauch nicht immer nur Gedankenklüften folgt. Heute läßt sich niemand mehr an diesem Wort, ebensowenig wie an den anderen Neubildungen Campes, zum Beispiel urächlich, Feldzug, verantwortlich, rechtmäßig, herkömmlich, Zerrbild, verwirklichen usw. Man kann eben nicht von einem neuen Wort verlangen, daß es seinen Begriff erschöpft, alle seine Merkmale angibt: das wird so oft von Neuwörtern gefordert, ist aber weder nötig noch wissenschaftswert. Denn der Wortsinn wird durch den Sprachgebrauch festgelegt. Das zeigen uns so recht die Fremdwörter! Wo blieben die, wollten wir von ihnen verlangen, daß sie ihren Begriff decken? Zum Beispiel Chauffeur bedeutet Heizer! Hat der Mann zu heizen? Veloziped heißt Sänellfuß; doch hat das Ding keinen Fuß. Der General ist der „Allgemeine“; steht man den hohen Wehrherrn so „allgemein“, allenthalben umhergehen? Der „Major“ heißt „der Größere“, stimmt das immer? „Adieu“ heißt „mit Gott“; denkt man sich das dabei?

Aber gegen alte und neue Fremdwörter sind wir eben weit nachsichtiger und behandeln sie rücksichtsvoller als die deutschen Neubildungen. Fremdwörter prüft man nicht auf ihre Bedeutung, nicht auf ihre (so oft unschöne, ja falsche) Gestalt und ihren Klang! Je unbekannter und absonderlicher ein Fremdwort ist, desto höher steht es in der Achtung manches Lesers und Hörers! Es ist ja beschämend, weil ein Mangel an „Bildung“, ein Fremdwort nicht zu verstehen! Hört man ein neues, unbekanntes, so waagt man nicht nachzufragen, sondern man tut so, als verstände man es. Denn die „Bildung“ muß gewahrt werden. Und doch ist unsere Fremdwörterei gerade ein Zeichen sprachlicher Unbildung, eines Mangels an feinerem Sprachgefühl. Die sprachlich feinsinnigen Franzosen finden die Sprachmischererei deutscher Gelehrten und Schriftsteller unfein, roh und lächerlich und verspotten diese Unart immer wieder.

Aus dem Pflanzenreich.

Vom Sargassomeer. Das Sargassomeer wäre wohl nicht so allbekannt, wenn nicht Kolumbus auf seiner Reise nach Amerika durch diese schwimmenden Pflanzenmassen zu dem begreiflichen Irrtum verleitet worden wäre, daß er sich bereits in unmittelbarer Nähe eines Festlands befände. Gäbe es heute noch gänzlich unerforschte Meeresräume, so würde der erste Reisende, wenn er auf eine derartige Erscheinung stiehe, wohl denselben Schluß daraus ziehen. Es ist in der Tat außerordentlich, daß mitten im Weltmeer eine weite Fläche mit ungeheuren Massen von Pflanzen erfüllt ist, und das Sargassomeer hat deshalb die Wissenschaft eingehend beschäftigt, ohne daß eine übereinstimmende Erklärung bisher gewonnen wäre. Der Sargasso, nach dem Name gewählt worden ist, stellt eine braune Meeresalge dar, die dort scheinbar im offenen Meere dauernd fortwuchert. Die Meinungsverschiedenheit bezieht sich in der Hauptsache darauf, ob diese Algen immer wieder aufs neue von einer Küstengegend fortgerissen und in dies Gebiet hineingeschwemmt werden, oder ob es sich immer um dieselben Pflanzen handelt, die dort seit ungezählten Jahrhunderten schwimmen und sich nur durch Knospung vermehren. Jedenfalls ist eine andere Fortpflanzung bisher niemals festgestellt worden.

Der dänische Algenforscher Borgesen hat nun eine neue Untersuchung über den Sargasso abgeschlossen, und seine Ergebnisse bestätigen nach der „Revue Scientifique“ die zweite Annahme, obgleich diese noch wunderbarer erscheint. Die dort in ungeheuren Massen zusammengehäuften Algen setzen sich aus nur zwei Arten zusammen, die beide völlig verschieden von den Algen an der amerikanischen Küste sind, so daß eine Herkunft von dort schon aus diesem Grunde ausgeschlossen ist. Außerdem sind die Algen des Sargassomes in voller Lebenskraft und nicht etwa nur Fäden und Bruchstücke, wie sie sich sonst in abgerissem Zustand an Gestaden finden. Endlich würde es sich auch nicht erklären lassen, daß so große Mengen abgerissener Algen auf einem Bezirk der Meeresfläche zusammenkommen könnten, da sie sich auch an den Küsten gar nicht so häufig vorfinden. Sie werden dort auch im allgemeinen nicht ins Meer hinausgeführt, sondern durch die Brandung an die Küste geworfen. Wo die Algen nun eigentlich herkommen, ist also immer noch nicht entschieden. Borgesen meint, daß sie vielleicht in verhältnismäßig flachem Meer wachsen, dessen Boden den Teil eines verunkenteten Festlandes, vielleicht der sagenumwobenen Atlantis darstellt.